

Bedeutsame Erfahrungen machen

Interview zur Männerbildung mit dem Hirnforscher Gerald Hüther

Prof. Dr. Gerald Hüther (Jahrgang 1951) ist Leiter der Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Universitäten Göttingen und Mannheim/Heidelberg. (www.gerald-huether.de)



Prömper: Die Studie »Männer in Bewegung. 10 Jahre Männerentwicklung in Deutschland« zeigt einzelne Veränderungen, aber auch in ganzen Bereichen andauernde Stereotype zu Weiblichkeit und Männlichkeit. Die Autoren Zulehner und Volz sowie auch andere Sozialwissenschaftler fragen deshalb: Ist es doch so, dass die Natur der Veränderbarkeit von Männern Grenzen setzt?

Ruffing: Welchen Einfluss hat denn eigentlich die Biologie? Welchen Einfluss haben die Gene auf das Verhalten von Männern und Frauen?

Hüther: Die genetischen Programme des Menschen besitzen nicht die Bedeutung, die man ihnen zugeschrieben hat, insbesondere für die Herausbildung des menschlichen Gehirns. Genetische Programme können lediglich Zellen in die Lage versetzen, auf einen bestimmten äußeren Stimulus mit einer bestimmten Antwort zu reagieren und dann entsprechende Eiweiße herzustellen, die als Struktur-Enzymproteine genutzt werden. Genetische Programme können jedoch keine komplexen Beziehungen zwischen Zellen gestalten.

Insofern stellen wir uns das genetische Programm des Menschen als ein Orchester vor, was über eine ganze Reihe von Instrumenten verfügt. Aber was

dieses Orchester dann für eine Melodie spielt und was sich im Laufe des Lebens als Hirnstruktur aufbaut, wird nicht von diesem Orchester bestimmt. Jetzt ist die Frage, wer bestimmt das überhaupt?

Bereits vor der Geburt ist das Gehirn ein sich entwickelndes Organ, in dem Netzwerke aufgebaut werden. Die genetischen Programme versetzen Nervenzellen in die Lage, sich zu teilen; sie wissen aber offenbar nicht, wie viele Nervenzellen es für ein gutes Hirn braucht. Deshalb werden mehr Nervenzellen produziert, als gebraucht werden: Ein Drittel davon stirbt bereits ab, bevor man überhaupt auf die Welt kommt. Anschließend bringen die genetischen Programme Nervenzellen dazu, dass sie Überschüsse von Vernetzungsoptionen bereitstellen, von denen dann allerdings nur all jene Vernetzungen stabilisiert werden, die regelmäßig aktiviert werden.

Vorgeburtliche Hirnentwicklung

Woher bezieht nun das sich vorgeburtlich entwickelnde Gehirn seine Inputs? Es ist der eigene Körper. Signale aus dem eigenen Körper kommen im Hirn an und werden benutzt, um bestimmte Strukturen nutzungsabhängig zu stabilisieren. Die Hirnentwicklung bis zum Zeitpunkt der Geburt ist bei Mädchen und Jungs nicht gleich. Der genetische Unterschied besteht darin, dass Männer nur ein X-Chromosom besitzen. Frauen haben zwei X-Chromosomen. Anstelle dieses zweiten X haben Männer ein Y-Chromosom, auf dem aber nicht allzu viele Gene liegen. Im Wesentlichen sind das Steuerungselemen-

te, die verantwortlich sind, dass zum Zeitpunkt der embryonalen Entwicklung der schon begonnene Aufbau der Eierstöcke abgebrochen wird und dafür ein männliches Genital mit entsprechenden Hoden wächst. Diese fangen schon in der vorgeburtlichen Zeit an, Testosteron zu produzieren, das natürlich auch ins Hirn des ungeborenen Kindes gelangt. Dort werden Rezeptoren aktiviert, welche neuronale Zellen veranlassen, den Entwicklungsprozess entsprechend zu verändern.

Man könnte sagen, Männer und Frauen haben also – im Bild des Orchesters – beide die gleichen Instrumente, aber durch die vorgeburtliche Wirkung des Testosterons sind bei den Jungen die Pauken und Trompeten stärker nach vorn gerückt und die Melodie tragenden Instrumente stärker nach hinten; sodass ein Kind, wenn es denn männlich ist, schon zum Zeitpunkt der Geburt mit mehr Antrieb und weniger innerer Stabilität zur Welt kommt.

Diese innere Stabilität müssen wir beleuchten, denn es ist nicht so ganz belanglos, dass den Männern das zweite X-Chromosom fehlt. Das ist etwa so, als ob Sie sich mit dem Auto auf den Weg machen, ohne ein Ersatzrad dabei zu haben.

Ruffing: Also starten die männlichen Ausgaben mit einem Handicap?

Hüther: Mit einer konstitutionellen Schwäche, die daraus resultiert, dass eventuell auftretende Unstimmigkeiten auf dem einen X-Chromosom nicht durch Abschreiben der betreffenden Sequenzen vom zweiten X-Chromosom kompensiert werden können.

Prömper: Aber das bezieht sich dann eher auf körperliche Prozesse, aber nicht auf eine psychische Instabilität?

Hüther: Das ist zunächst etwas rein Körperliches. Jungs sind einfach das konstitutionell schwächere Geschlecht. Wenn es während der Schwangerschaft zu Schwierigkeiten kommt, sterben die Jungs häufiger ab. Wenn es zu nachgeburtlichen Schwierigkeiten kommt, sind Jungs ebenfalls empfindlicher als Mädchen.

Es ist also eine regulatorische Schwäche. Stoffwechselprozesse laufen nicht so glatt, weil bestimmte Gene nicht abgeschrieben werden können oder nur mithilfe dieses einen Chromosoms abgeschrieben werden können. Und wer konstitutionell weniger stabil zur Welt kommt, der braucht draußen in dieser Welt mehr Halt. Der sucht dann auch stärker nach Halt.

Und deshalb ist für Jungs mit diesem etwas anders gebauten Gehirn und dieser etwas empfindlicheren Physis von Anfang an etwas anderes bedeutsam als für Mädchen. Deshalb fangen Jungs auch viel früher an, sich im Raum zu orientieren, und deshalb stabilisieren sie in ihrem Hirn Netzwerke, die für das räumliche Orientierungsvermögen zuständig sind.

Ruffing: Heißt das, dass diese Prädisposition im weiteren Verlauf des Lebens nur noch kulturell verstärkt wird?

Hüther: Zunächst spielt die Erziehung noch keine Rolle, sondern es ist primär die eigene Suche nach dem, was für Jungs und Mädchen besonders bedeutsam ist. Mädchen orientieren sich viel stärker an Gesichtern, während Jungs immer nach etwas greifen, was in ihren Augen Halt-bietend ist. Das sind je nach Kulturkreis Bagger, Feuerwehrautos oder Dinosaurier.

Erst jetzt könnte eine Mutter oder ein Vater dem Jungen deutlich machen, dass dieses oder jenes Verhalten von einem Jungen erwartet wird. Nun kommt die soziale Komponente des jeweiligen Rollenverständnisses ins Spiel. Dieses Verständnis wird auf eine unbewusste Weise an die Kinder weitergegeben. Studien zeigen uns, dass Kinder nicht so sehr durch Worte ihre Erfahrungen machen, sondern durch das, was sie im Familienverband erleben. Jungs suchen stärker Halt im

Außen, in der Familie, bei der Mutter oder bei dem Vater.

Prömper: Das bedeutet, Jungs brauchen...

Hüther: ...Sicherheit. Alle Kinder brauchen Sicherheit, aber die Jungs wegen ihrer konstitutionellen Schwäche noch mehr. Halt gewinnt man am leichtesten innerhalb einer Gemeinschaft, wenn man für andere von Bedeutung ist, wenn man sozusagen Bedeutsamkeit erlangt, indem man in dieser Gemeinschaft eine »Rolle spielt«.

Ruffing: Können Sie das Wort »Bedeutung« umschreiben?

Ich bin bedeutsam!

Hüther: Wir können auch Anerkennung sagen. Bedeutung erlangt man als Mensch dann, wenn man die Erfahrung machen darf: Ich werde in eine Gemeinschaft aufgenommen und gehöre dazu. Bedeutsamkeit wird subjektiv eingeschätzt und entsteht nicht dadurch, dass andere einen wichtig nehmen, sondern dass man sich selber als wichtig erlebt. Bedeutsam bin ich etwa dann, wenn ich dazu beitragen kann, dass es dem Anderen gut geht.

Ruffing: Was passiert, wenn ich keine Bedeutung in dem Sinne habe, wie Sie es beschrieben haben?

Hüther: Dann können Sie für sich selbst keine Bedeutung entwickeln, d.h. sie bekommen ein schwaches Selbstbild. Wenn das Kind jedoch Gelegenheit hat, zum Glück der Familie beizutragen, dann erlebt sich das Kind als wirksam, als bedeutsam. Und das wollen alle Kinder, die Jungs mit ihrer Außenorientierung aber wohl etwas stärker.

Prömper: Ich will jetzt mal den Sprung zu den Männern machen. Sie sagen, bei Männern gibt es viele ungenutzte Potenziale. Sie sprechen vom biografisch sinnvollen und nötigen Wandel, von einer Transformation in Richtung Authentizität, Souveränität und auch Spiritualität. Männer müssten davon abkehren, eine bestimmte Rolle spielen zu wollen, weil sie sich irgendwann einmal an fragwürdigen,

tradierten Rollenbildern orientiert haben, nur um an Halt zu gewinnen.

Das extremere Geschlecht

Hüther: Jungen und Männer werden beim Hineinwachsen in die Gesellschaft eingeladen, auf eine bestimmte Weise besonders leicht Anerkennung und Bedeutung zu finden. Wenn die Gesellschaft von anderen Nationen ringsum bedroht ist, dann wird besonders derjenige hoch angesehen, der Offizier wird. In anderen Kulturen kann es sein, dass es darauf ankommt, dass man expandiert, neue Länder und Kontinente entdeckt; da werden die Abenteurer und Entdecker besonders geschätzt. Zu anderen Zeiten sind es Ingenieure oder Naturwissenschaftler. Immer werden bestimmte Aufgaben besonders hoch bewertet und diejenigen, die diese Aufgaben übernehmen, bekommen sehr viel Bedeutung. Da es aber nicht genügend solcher Aufgaben gibt, bleiben auf dieser Suche nach Halt eben auch viele Männer unterwegs stecken. Deshalb sind Männer eigentlich nicht das stärkere oder das schwächere Geschlecht, sondern im Grunde das extremere Geschlecht. Sie zerfallen sozusagen in zwei Extreme: Die einen sind erfolgreich auf der Suche nach Halt und werden Nobelpreisträger oder Professor, und die anderen scheitern unterwegs und landen unter der Brücke oder im Knast.

Prömper: Bei der Männerbildung geht es oftmals einfach darum, Männern einen Raum zu geben, wo sie aus diesen Rollen aussteigen und merken können, dass auch andere ihre Schwächen und Inkompetenzen haben. Oder sie entdecken ein Interesse oder eine Freude an Sachen, wo man vielleicht denkt, das darf eigentlich gar nicht so sein. Diese Männer erleben darin ein Stück Zufriedenheit, anders sein zu dürfen. Wenn Sie Männerbildung hören, was stellen Sie sich als Hirnforscher vor, was da passiert?

Hüther: Zunächst ist es für jeden Mann extrem schwer und auch nicht sehr befriedigend, immerzu eine Rolle spielen und sich darüber definieren

zu müssen, weil er genau weiß, dass er die gesellschaftliche Anerkennung tatsächlich nur etwa als Professor oder als Bürgermeister hat, aber nicht als die Person, die er ist. Wenn man dann mit anderen Männern gemeinsam die Erfahrung machen darf, dass man angenommen wird und auch so sein darf, wie man ist, dann wird das als eine Befreiung von einer großen Last empfunden. Worum es also in Männerarbeit geht, ist Männern zu helfen, die Erfahrung machen zu dürfen, wie schön es sein kann, wenn man einfach mal aufhört, irgendeine Rolle zu spielen. Sie empfinden das als Erleichterung, weil sie wieder in Kohärenz mit sich selbst kommen; sie können die aufgesetzten Verhaltensmuster ablegen. Das ist prinzipiell sehr einfach, weil man ihnen ja nur Gelegenheit bieten muss, das endlich wiederzufinden, was sie unterwegs verloren haben.

Prömper: Wir haben mit Kollegen einen Workshop entwickelt zum Übergang Beruf und Ruhestand für Männer, wo es darum geht, eine ganze Reihe von Verlusten zu verarbeiten; auch damit umzugehen, dass die Anerkennung über die berufliche Rolle nicht mehr da ist. Am Ende steht ein Ritual: Du bist gesegnet als Mann in der Art, wie du bist. Du musst dafür nichts Besonderes tun. Und da war beim gemeinsamen Singen auf einmal eine Ebene tiefer Verbundenheit...

Hüther: Verbundenheit und Wachstum sind die beiden Grundbedürfnisse, die jeder Mensch hat. Deshalb hat jeder im Laufe seines Lebens immer wieder große Sehnsucht dazugehören zu dürfen, Anerkennung zu finden, in

Gemeinschaften Nähe, Verbundenheit zu leben – und gleichzeitig frei zu sein, unabhängig zu sein, seine Potenziale entfalten zu können, Aufgaben zu finden, an denen er wachsen kann. Wenn man Männern Gelegenheit bietet zu erfahren, dass sie tatsächlich gemeinsam mit anderen Männern über sich hinauswachsen dürfen, neue Erfahrungen machen dürfen, die ihnen bis dahin verschlossen gewesen sind, dann werden diese beiden Sehnsüchte gestillt. Erst wenn diese beiden Grundbedürfnisse gestillt werden können, beginnt Potenzialentfaltung. Solange Männer mit ihren ungestillten Bedürfnissen herumlaufen, müssen sie sich stark machen. Wenn sie das nicht schaffen, müssen sie irgendwelche Ersatzbefriedigungen finden.

Ruffing: Dort, wo ich den Panzer aufbreche, in dem wir als Männer oft stecken, dort kann ich diese Erfahrungen auch machen. In der Männerbildung spielt auch die Natur eine wichtige Rolle. Ist diese Bedeutung, die die Männer der Natur geben, für Sie nachvollziehbar?

Hüther: Es ist wichtig, dass wir uns klarmachen, dass sich Männer und die kleinen Jungs auf der Suche nach Bedeutung diesen Panzer der Funktionalisierung selbst zulegen. Die meisten Männer haben es irgendwie geschafft, erfolgreich Karriere zu machen oder zumindest berufliche Bedeutung zu erlangen. Deshalb ist der plötzliche Verlust des Arbeitsplatzes gleichbedeutend mit einer existenziellen Krise. Viele haben auf der Suche nach Halt im Außen ihre Verbundenheit verloren. Wenn es dann noch Schwierigkeiten

in der Partnerschaft oder in der Beziehung zu den Kindern gibt, woran orientieren sie sich? Was könnte jetzt für sie bedeutsam werden? Was allen Männern noch bleibt, ist die Verbundenheit mit der Natur. Das kann zu einem Wachstumsprozess führen, in dem sie beispielsweise aus dieser neu entstandenen Verbundenheit mit der Natur etwas übernehmen, nämlich Verantwortung.

Das wäre das, was wir als Männer anstreben sollten: Uns gegenseitig darin zu unterstützen, die Fähigkeit zu entwickeln, etwas von der Kraft abzugeben, die wir im Laufe unseres Lebens gesammelt haben. Die schönste Verantwortung, die man als Mann übernehmen kann, wäre die für heranwachsende Jungs. Denen kann man beispielsweise helfen einen Weg zu finden, der nicht wieder in die gleichen Rollen hineinführt, die so viele Männer noch heute spielen müssen.

Prömper: Jemand, der sich um Jungs kümmert – da sagen die Leute, das ist doch Sozialarbeit und ist keine Bildung. Bildung ist etwas anderes, etwas Reflexives. Sind das Unterscheidungen, die Sie nachvollziehen können? Wenn es ums Lernen geht: Worum geht es da eigentlich, nur um rationales Verstehen?

Hüther: Die Vorstellung, dass man etwas lernen kann, ohne dass man dabei auch gleichzeitig ein Gefühl hat, ist obsolet. Das können Gehirnforschungen inzwischen zeigen. In jedem Lernprozess steckt ein Gefühl und das eigentlich Entscheidende ist nicht die Aneignung von Wissen, sondern es sind die Erfahrungen, die man im



Sebastian | Pünktlich vor Halb

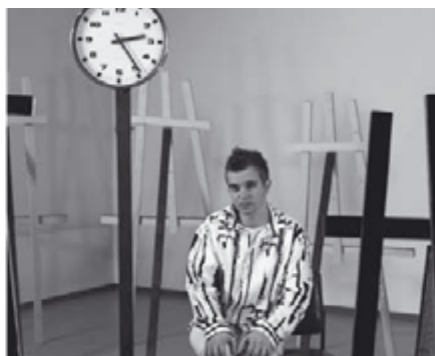


Foto: Thomas Müller, Model: Stefan



Sebastian | Im Visier

Foto: Thomas Müller, Model: Alex

Laufe seines Lebens macht. Jungs merken irgendwann, dass sie kein Mädchen sind. Wenn man merkt, dass man anders ist als die anderen, dann braucht man eine Identität. Diese männliche Identität kann man nur schwer finden, wenn man stets mit Frauen zusammen ist. Was Jungs also bräuchten wären Männer, die ihnen vorleben und Orientierung bieten, wie man zu einem Mann werden und leben kann.

Prömper: Es wurden in letzter Zeit eine Reihe methodischer Arrangements und Settings entwickelt wie das Anti-Aggressivitätstraining oder Boxen mit Jugendlichen, wo manche sagen, das sei nicht partnerschaftlich, sondern bediene nur ein traditionelles Männerbild. Das sei keine gute Pädagogik.

Hüther: Dann müssen diese Personen aber auch sagen, wie man Partnerschaftlichkeit lernt. Das geht nur durch eigene Erfahrungen. Jungen müssen lernen, dass sie Teil eines Systems sind, das sie selbst auch mitgestalten können. Wo sind die Aufgaben in unserer Gesellschaft, die Jungs das Gefühl geben, dass sie wichtig sind, dass sie einen wichtigen Beitrag leisten können? Solche Aufgaben gibt es kaum noch. Wer nicht an Aufgaben wachsen kann, wird auch keine starke, selbstbewusste Persönlichkeit. Das öffnet diesen vielen Vermark-

tungsangeboten Tür und Tor, das ist im hohen Maße undemokratisch.

Prömper: In meiner Theorie der Männerbildung habe ich den Begriff des »konjunktiven Erfahrungsraums« geprägt. Das ist erst mal ein Raum, wo ich mit anderen Männern Erfahrungen machen kann, die möglich sind; aber über die letztendlich die Männer entscheiden, welche das sind. Es sind Erfahrungen, die dadurch entstehen, dass ich mich mit anderen Männern verbunden erlebe. Das ist ja das, was Sie eben beschrieben haben, dass man über Erfahrungen lernt.

Erfahrungsräume

Hüther: Wenn sich das Hirn anhand der am eigenen Leib gemachten Erfahrungen strukturiert, dann geht es nicht darum, wie das einer von außen bewertet, sondern wie man es selbst bewertet. Was man dann braucht, sind Erfahrungsräume, die einem zur Verfügung gestellt werden, in denen etwas passieren kann, was in den üblichen anderen Räumen nicht passiert. In diesem Falle stellen Sie Erfahrungsräume zur Verfügung, in denen etwas möglich wird. Aber es wird deutlich: Sie können diese Erfahrungen nicht vorgeben, weil diese Erfahrung der Andere machen muss. Das ist das große Problem in der gegenwärtigen Pädagogik, dass man

Erfahrungen nicht unterrichten kann. **Prömper:** Bei Väter-Kinder-Wochenenden gibt es immer die Frage: »Was war denn Ihr Programm?« Dann kommt raus: Wir haben mit den Kindern gespielt und gebastelt, wir haben am Lagerfeuer Würstchen gebraten und so weiter. Es wird meist nicht verstanden, dass allein in diesen gemeinsamen Unternehmungen der Vater in einer anderen Rolle erlebt wird.

Hüther: Man geht immer noch davon aus, dass man mit Programmen andere Menschen programmieren könnte. Das Hirn ist kein Organ, das sich programmieren lässt. Deshalb kann man nur in Schule, in Elternhäusern oder in solchen Räumen, wie sie von Ihnen kreiert werden, Erfahrungsräume zur Verfügung stellen, in denen sehr wahrscheinlich wird, dass dort bestimmte Erfahrungen gemacht werden können: in denen sich z.B. ein Mann als mit anderen Männern verbundener Mann begreift, sich in seiner Stärke selbst erleben darf, vielleicht auch in seinen Grenzen.

Ruffing: Aus der Studie »Was Männern Sinn gibt« wissen wir, dass Männer auf der Suche nach »Gegenwelten« sind. Wie sehen Sie das und wie bekommen wir die Gegenwart in die Alltagswelt?

Hüther: Wenn das wirklich bei der Studie herausgekommen ist, dann bedeutet das ja, dass die Männer ihre Alltagswelt als sinnlos empfinden. Ich kann mir vorstellen, dass in dem Kontext, in dem viele Männer in dieser Welt unterwegs sind, die Alltagswelt sehr schnell sinnlos wird. Sinn ergibt sich durch Bedeutung. Wenn man arbeitet, um Geld zu verdienen, dann wird es schnell sinnlos, weil Arbeit eigentlich mehr ist.

Was wir für die moderne globalisierte Welt bräuchten, ist die Kreativität und Innovationskraft vor allem junger Menschen, die nicht programmiert sind. Deren Neugierde nicht in bestimmte Richtungen gelenkt wurde, sondern die Gelegenheit bekommen, sich selbst in ihrer Neugier in vielfältigen Handlungsfeldern zu erfahren. Dazu brauchen wir aber andere Schulen. Wir sind an einer pädagogischen Zeitenwende.